

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der Panzerkreuzer A oder über die Unvereinbarkeit des Willens zum Regieren mit dem Willen zum Sozialismus.

Leo Tolstoi: Was sind heutzutage die Regierungen?

Max Stirner: Der Bürger und sein Staat.

Lehar und Mussolini.

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 43

1. Oktober 1928

II. Jahr

Der Panzerkreuzer A

oder über die

Unvereinbarkeit des Willens zum Regieren mit dem Willen zum Sozialismus

Der Leser, der vom Briefträger zweimal im Monat das „Nebelhorn“ auf den Tisch gelegt bekommt und dann beim Lesen mit ihm seinen Spaß hat oder seinen Ärger oder vielleicht gar fühlt, daß hinter jedem, auch hinter dem scheinbar belanglosesten Satz die aufgespeicherte Qual und Erkenntnis vieler Jahre steht; der Leser, der manches von dem Gesagten „groß“artig findet, obwohl es höchstens artig ist, weil ihm die Zeit zum Reifen und Großwerden fehlte; der Leser, der manches wieder bekrittelt, obwohl es das Letzte und Endgültige ist, was über ein bestimmtes Thema gesagt werden kann; und schließlich der Leser, der die Hefte umfangreicher und allwöchentlich erscheinend wünscht — sie alle ahnen nicht, was es für mich heißt, gezwungen zu sein, alle vierzehn Tage ein Ei zu legen und ein Heft von der Art des Nebelhorns zu schreiben und es — was das weitaus Peinlichste ist — unter dem Zwang des schon wartenden Druckers für fertig, vollendet und druckreif zu erklären. In der Fülle der Mißtöne, die selbst in meinem weltabgelegenen Graben täglich und stündlich auf mich eindringen, reizt mich ja manchmal einer oder der andere zur sofortigen Reaktion und zur Untersuchung der Ursachen seiner Disharmonie. Aber, was hilft es? Der Mangel an Raum und Zeit und Kraft, sie alle zu behandeln und ihre trüben, aus dem Verbrecherischen sprudelnden Quellen vom Unkraut der Vorurteile zu befreien und dem Auge des Blindesten bloßzulegen, erzeugt ein kaum erträgliches Gefühl von Ohnmacht, ein Gefühl, das un-

erträglich wird, wenn man gleichzeitig bedenkt, daß all das, was zu sagen wäre, schon hundertmal gesagt worden ist und nichts gefruchtet hat, weil niemand es wagt, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen und weil die Freiheit von Vorurteilen, die zum Verständnis unbedingt nötig ist, heutzutage schon in den Schulen im Menschen erchlagen wird und so zur rarsten Freiheit geworden ist, die es auf dieser an ihren Einbildungen langsam erstickenden Erde gibt. Dann werde ich manchmal schwach, dann möchte ich mir Augen, Ohren und Nase zuhalten, um nichts mehr sehen, hören und riechen zu müssen, dann erscheinen mir alle Worte zwecklos, sinnlos und ohne Gewalt, dann möchte ich das Schreibzeug auf die Erde hauen, den Tag verfluchen, an dem mir der Gedanke kam, das Nebelhorn ins Leben zu rufen, dann erscheint mir das Holzhacken als verdienstlichere Tätigkeit, dann möchte ich mich auf den des Schreibens wegen vernachlässigten Äckern der freundlichsten und sinnvollsten Kunst widmen, der Kunst, aus einem Korn tausend Körner zu erzeugen und so Tat und Beispiel an die Stelle von Worten zu setzen. Wenn aber dann der Abend kommt und mit ihm die Heimatlosen, wenn von der Reichsstraße draußen im Tal der Mur die Entwurzelten in unser stilles Tal einbiegen und von Haus zu Haus um Obdach für die Nacht bitten gehen, bis sie, vom christlichen Landvolk überall abgewiesen, zu uns „Bolschewiken“ kommen; wenn dann verhungerte Elendsgestalten von siebzigjährigen Greisen, ausgeschunden und im Alter auf die Straße geworfen, vor unserer Türe stehen, nein, sitzen, weil sie gar nicht mehr stehen können, wenn unterstandslose Familien mit einem Säugling im wackligen Kinderwagen, neben dem noch ein paar größere Kinder einherlaufen, aus dem Dunkel auftauchen, wenn Eltern, mit dem Entschluß zu hungern in den verhärmten Zügen, schüchtern wenigstens um Brot für die Kinder bitten, wenn auf der Straße vor unserem Haus Hungrige, die zum Betteln zu

stolz sind, zusammenbrechen und von uns geborgen werden müssen, wenn dann meine Frau, zu deren Obliegenheiten es gehört, alle diese Gestalten von der Maschikseite des Lebens einzulassen, während es mein aussichtsloses Geschäft ist, die auf der Butterseite agierenden Gestalten zum Hinauswurf reif zu machen — wenn also dann meine Frau mit Tränen in den Augen, trostlos und ratlos über eine solche Welt, zu mir ins Zimmer kommt, und wenn man schließlich allen diesen von einer „Ordnung“, die der Teufel holen möge, ums Leben Betrogenen nur ein Nachtstuhl, ein Nachtlager und ein Frühstück geben kann und sie am Morgen wieder weiterziehen sehen muß — dann, dann schämt man sich in die Haut hinein seines Kornes und seiner tausend Körner und seiner Äcker und seiner „Taten“ mit dem Korn auf diesen Äckern, dann schämt man sich des Schutzes der Gesetze, den man als Besitzender gleichzeitig mit dem Anblick all dieses Jammers „genießt“, dann möchte man das Korn, aus dem tausend Körner entstehen sollen, zertreten und wieder zum weggeworfenen Schreibzeug greifen und angesichts seiner Ohnmacht als Einzelner wieder von vorne anfangen zu versuchen, ob es nicht doch gelinge, durch Worte der Wut und der Empörung aus einem Menschen, der das sieht, wenigstens hundert zu machen, die es ebenfalls sehen können.

Doch das ist unklar ausgedrückt. Sehen können das heute schon viele, Hunderttausende, Millionen, vereinigt in den sozialdemokratischen Parteien der verschiedenen Länder. Menschen, die gewiß zum großen Teil nicht weniger als ich unter dem Anblick des täglichen Grauens leiden, Menschen, die aber den Fehler begehen zu glauben, daß sich auf dem Holzwege der Dummokratie das Elend endgültig beseitigen lasse, Menschen, die sich einbilden, durch Übernahme der Regierung am Unwesen des Regierens etwas ändern zu können, Menschen, die meinen, durch Majoritätsbeschlüsse die Grundlagen der

Ausbeutung erschüttern und kapitalistische Alltäglichkeiten wie z. B. diese unmöglich machen zu können:

In keiner Tageszeitung habe ich die sehr lehrreichen Hinweise von Lehmann-Ruhsbült „Zum Problem der Waffen- und Rüstungsindustrie“ verzeichnet gefunden, daß zum Beispiel noch heute die Firma Krupp einen Prozeß mit der englischen Waffenfirma Vickers wegen einer Patenlizenz an englischen Granatzündern führt. Es handelt sich um hundertdreißig Millionen Granatzünder, und an jedem Soldaten, der, dank der Lieferung von Krupp an Vickers, auf deutscher Seite gefallen ist, will Krupp noch 60 Mk. verdienen.

Warum wohl keine Tageszeitung davon Notiz genommen hat? Weil sie den Krupp und Konsorten gehören. Deshalb wohl die deutsche Regierung gegen einen solchen Prozeß nicht einschreitet? Weil die Presse in den Händen von Krupp und Konsorten ist und weil eine Regierung eine gute Tagespresse notwendig wie das tägliche Brot braucht. Und also hängen in hunderttausenden deutschen Heimen die Bilder der gefallenen Helden, von Eltern- und Geschwisterblicken wehmütig und scheu gestreift, und Krupp verdient an jedem Haupte 60 Mark und spendet pro Kopf zehn Pfennige für das Deutsche Museum in München und fährt zu den Eröffnungsfeierlichkeiten und thront neben Hindenburg als der größte Steuerzahler Deutschlands und alle Leute sagen: Ah! Und finden es nur gerecht, wenn neue Panzerkreuzer gebaut werden und dieser Mäzen am Tode künftiger „Helden“ auch wieder dick verdient.

Wahrhaftig, von all den zahlreichen politischen Ereignissen der letzten Monate, von all diesem Paktieren und Paktunterzeichnen, das zu beleuchten ich mir in den beiden letzten Nummern entgehen lassen mußte, weil ich mit der Beleuchtung der Liebe, der Lyrik und des Geldes mehr erreichen zu können meinte, von allen diesen Ereignissen erscheint mir heute keines aus der Hinterdreinsicht so beachtenswert und charakteristisch wie die Debatte wegen des Panzerkreuzers A, von der im August die Zeitungen berichteten. Die Berichte über

dieses Eintreten einer sozialdemokratischen Regierung für den Bau von Kriegsschiffen waren damals merkwürdig karg und wenig auf den Kern der Sache eingehend. Die bürgerlichen Blätter aber, die sich so gerne über die Sozialdemokraten lustig machen, vergaßen ihre Heiterkeit in dem Augenblick, in dem sie die Berechtigung zu ihr gehabt hätten, schüttelten angesichts des folgenden Zwiespaltes in der Sozialdemokratie nur hilflos das, was sie an Stelle des Kopfes tragen, und die Neue Freie Presse machte sich zur Wortführerin aller Nichtkapierenden, als sie ihren Leitartikel vom 18. August mit den lapidaren Worten begann :

Streit um einen Panzerkreuzer.

Möglichkeit einer Regierungskrise in Deutschland.

Wien, 17. August.

Ein seltsamer Streit! — — —

Dabei war dieser Streit nichts weniger als seltsam. Seltsam wäre es gewesen, wenn er nicht ausgebrochen wäre und wenn die sozialdemokratische Partei schon ganz und nicht bloß zum Teil dem Irrtum verfallen wäre zu glauben, man könne sozial wirken und im Nebengeschäft regieren, man könne gleichzeitig international und kosmopolitisch sein und einen Nationalstaat unter Nationalstaaten lenken.

Es war, wie es immer ist: es hat Seltsamkeiten im Zusammenhang mit diesem Streit genug gegeben, aber niemand hat sie bemerkt, und nur das Nichtseltsame wurde seltsam gefunden. Seltsam scheint mir, was damals nur so nebenbei erwähnt wurde, daß die Vertreter des christkatholischen Zentrums (Gelobt sei Jesus Christus!)

die Bewilligung des Panzerkreuzerkredits zu der Bedingung ihres Eintrittes in das Kabinett gemacht haben.

Seltsam scheint mir, daß der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Aufhäuser im „Vorwärts“ erklären konnte,

daß das der neuen Regierung vom Bürgerblock zurückgelassene Defizit im Gesamtetat dazu zwingt, Wehrausgaben und Sozialausgaben in Zusammenhang zu bringen. Aufhäuser fordert deshalb, das Kabinett möge die Verlängerung der Dauer der Unterstützung der Erwerbslosen von 26 auf 39 Wochen sowie eine Unterstützungsdauer von 52 Wochen für die älteren Arbeiter und Angestellten beschließen.

Diese Forderung läßt darauf schließen, wie man in der Sozialdemokratie die infolge des Panzerkreuzerbeschlusses in der Arbeiterschaft entstandene Mißstimmung beseitigen will: durch verstärkte Sozialpolitik. Man erwartet nach den Zugeständnissen, die die Sozialdemokratie den Koalitionsparteien gemacht hat, jetzt auch Zugeständnisse der Volkspartei und des Zentrums an die Sozialdemokraten.

Seltsam erscheint es mir, daß man meinen und scheinbar mit Recht meinen konnte, es gäbe Sozialdemokraten, denen man ihre pazifistischen Ideale dadurch abkaufen könne, daß man sie 13 Wochen länger „unterstützt“, seltsam erscheint es mir, wenn auf solche Weise offenbar wird, daß das Beseitigen von Mißstimmungen weitaus billiger kommt als ihre Erzeugung, und am seltsamsten ist wohl der Versuch, durch Kriegsschiffbauten, die man, weil's schöner klingt, „Konzessionen“ nennt, Sozialpolitik zu treiben, ein Versuch, der ohne „Konzessionen“ ein klägliches Ende nimmt, wie folgender Bericht in Helene Stöckers Zeitschrift „Die neue Generation“ beweist:

Das Reichsgesundheitsamt ließ an einem Stichtag sämtliche Kinder des Waldenburger Bergbaureviers untersuchen. Es stellte dabei fest, daß 41% der Kinder ohne warmes Frühstück zur Schule gegangen waren und für 25% der Kinder nach Schulschluß kein warmes Mittagessen zur Verfügung stand. Untersuchungen im Mansfelder Revier zeitigten ähnliche Resultate. Bei einer früheren Nachforschung in einem Berliner Schulbezirk, Prenzlauer Berg, wurde festgestellt, daß 7380 Kinder ohne zweites Frühstück zur Schule kamen. Obwohl diese Notstände dringend zur Fortsetzung der Schulkinderpeisung mahnen, wurde bekanntlich am 2. März dieses Jahres mit 193 gegen 168 Stimmen ein Antrag der sozialistischen Parteien abgelehnt, für die Kinderspeisung in den Schulen fünf Millionen zu bewilligen. Auch Frauen brachten es über sich, diesen Antrag abzulehnen.

Noch seltsamer aber als am seltsamsten ist es, daß es angesichts solcher Tatsachen noch immer Leute gibt, die von der Demokratie etwas halten. Wenn — wie das obige Stimmenverhältnis zeigt — 25 Idioten, darunter 8 Frauen, imstande sind, Kinder dem Hunger ausgeliefert zu lassen, wenn theoretisch schon eine Mehrheit von einer Stimme, also ein Idiot genügt, um Deutschland in eine Flottenpolitik, die 500 Millionen kostet und angesichts der Macht der anderen Staaten vollkommen sinnlos ist, zu stürzen — dann dürfte es wohl nicht zuviel gesagt sein, wenn man die Demokratie als zur Reform der Welt mindergeeignet bezeichnet.

Man hat anläßlich der Panzerkreuzerdebatte auf kommunistischer Seite die Sozialdemokraten spöttisch „Regierungssozialisten“ genannt, man hat sie in der „Roten Fahne“ der Lüge bezichtigt und eine Zusammenstellung von dem gebracht, was sie vor den Wahlen und nach den Wahlen gesagt haben. Dazu ist mancherlei zu sagen. Erstens haben die Kommunisten nicht das geringste Recht, sich über die Sozialdemokraten lustig zu machen, weil sie regieren, denn sie selbst würden, hätten sie nur die genügende Stimmenanzahl, keinen Augenblick zögern, ebenfalls die Regierungspeitsche zu schwingen. Zweitens zeigen sie durch solchen Spott nur, daß sie keine Ahnung von der Unvereinbarkeit des Willens zum Regieren mit dem Willen zum Sozialismus haben. Sie glauben weiß Gott was zu tun, wenn sie den Bolschewiken die Fehler auf staatlichem Gebiet nachäffen wollen. Aber auch die Bolschewiken werden, obwohl ihnen ein verlorener Krieg zu Hilfe kam, einstmals wahrscheinlich mehr versprochen haben, als sie heute halten können, denn die Welt sieht von der Höhe des Regierenden ganz anders aus als aus der Alltagsperspektive des Menschen unter Menschen. Und weil eben das Bild der Welt vom Regierungshügel aus ein falsches ist, deshalb gehört dieser Hügel abgetragen. Kein Mensch dachte in Rußland daran. Statt eines Zaren thronen jetzt deren

mehrere oben, das ist der ganze Unterschied. Nichts weiter ist eingetreten als ein sozialer Schichtenwechsel. Nicht den Kapitalismus haben sie dort abgeschafft, sondern nur eine andere Menschenklasse zu Kapitalisten gemacht. Nicht das Elend haben sie abgeschafft, sondern nur eine andere Menschenklasse ins Elend gestoßen. Nicht die Gefängnisse, nicht die Verbannung nach Sibirien wurde aufgelassen, nein, nur andere Menschen werden jetzt dorthin deportiert. Wenn aber, wie es vor einiger Zeit geschehen ist, in unserer Küche ein schweigsamer, obdachsuchender Mann in den Resten einer zerschlissenen fremdländischen Uniform sitzt und eine Suppe löffelt, der sich dann hinterher als russischer Graf entpuppt, so ist ein Unterschied zwischen diesem und jenem Elend nicht zu entdecken. Die unmöglichen Lebensumstände jedoch, die zur Entwicklung des Kapitalismus geführt haben und wo sie herrschen, sei es auch auf dem Monde, zur Entwicklung des Kapitalismus führen müssen, die waren von allen Reformversuchen ausgenommen. Wieder herrschen die Wenigen über die Vielen, denn Rußland hat 7⁰/₁₀₀ Industriearbeiter und 89⁰/₁₀₀ Bauern; wieder wird regiert, daß die Schwarten aller Andersgesinnten krachen, wenn auch der Absolutismus nicht mehr individualistisch, sondern kollektivistisch in Erscheinung tritt. Wieder wird Soldaten gespielt und hingerichtet, und alle durch die Bourgeoisie ehemals von Adel und Kirche übernommenen Methoden feiern, kaum verändert, im sozialistischen Musterstaat eine fröhliche Auferstehung.

Das alles beweist, daß Sozialismus und Staat unvereinbare Begriffe sind und daß nur die Anarchisten, die Staat und Regierung ablehnen, den Gedanken des Sozialismus folgerichtig zu Ende denken. Freilich wird sich dieses Ideal mit der heutigen Menschheit nicht bis zur nächsten Leipziger Mustermesse verwirklichen lassen und dort ausgestellt werden können. Aber diese Tatsache als Argument gegen den Anarchismus zu gebrauchen

chen, ist ein Zeichen stiller Verblödung. Die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt und wer den nicht macht, kommt nie weiter. Den ersten Schritt aber müßte der Versuch bilden, auch heute schon die jungen Menschen (an den alten ist Hopfen und Malz verloren) zum Sapere aude zu erziehen, zu dem Wagnis, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, zu dem Wagnis einer Verantwortungsbewußtheit, die sich nicht hinter dem Blödeln und Kompromisseln verantwortlicher Regierungsbonzen versteckt, zu dem Wagnis der Einsicht, daß einer Verwaltungsbehörde nicht das Recht über Leben und Tod zusteht.

Die deutschen Sozialdemokraten haben nicht gelogen. Denn die, die vor der Wahl etwas versprochen hatten, sind nicht dieselben, die nach der Wahl etwas nicht gehalten haben. Dazwischen liegt das Malheur eines politischen Sieges, dazwischen liegt mit der Übernahme der Regierung die Übernahme der Gewalt. Wer aber die Gewalt übernimmt, der unterliegt sofort auch den Gesetzen der Gewalt. Er hat tausenderlei Rücksichten zu nehmen auf Menschen und Staaten und Möglichkeiten, die im Reiche der Gewalt etwas zu sagen haben und etwas bedeuten. Der Besitz der Gewalt macht den Menschen unmündig und denkfaul. Er braucht sich nicht mehr zu bemühen, das Richtige zu finden, hat er doch die Macht, auch das Unrichtige durchzusetzen; er gerät in den Irrgarten jahrtausendealter Vorurteile, die auf dem Boden der Gewalt organisch gewachsen sind, und findet nicht mehr heraus; ihn schert kein Sozialismus mehr, keine Unzufriedenheit der anderen, denn er ist für seinen Teil zufrieden; hat er doch die Macht.

Die Regierung ist die organisierte Gewalt, und die organisierte Gewalt ist der Gipfel des Unsinnns. Wenn einer dem anderen eine Ohrfeige herunterhaut, weil er sich von ihm beleidigt wähnt oder über eine seiner Taten empört ist, so ist das zwar nicht ästhetisch, aber

immerhin menschlich begreiflich und aus einem Mangel an Selbstbeherrschung, aus einer gewissen Hitze des Blutes erklärlich. Auch die Welt fällt deshalb nicht ein und den Schaden haben nur die beiden Beteiligten. Wenn man aber aus dem Kampfgeist von Menschen, die einander kennen und divergierende Interessen haben, folgert, der Krieg sei etwas Natürliches und werde bestehen, solange die Welt besteht, dann beginnt jener große Betrug, der sich nicht entblödet, ein Ohrfeigenduell als einen Weltkrieg im kleinen hinzustellen. Zwei Bauern, die Nachbarn sind, einander kennen und um einen Obstbaum oder einen Grenzstein streiten, die können divergierende Interessen haben; ein deutscher Bauer aber und ein französischer Bauer, die nichts voneinander wissen, können nie im Leben divergierende, sondern nur immer die gleichen Interessen haben: daß das Wetter gut, das Vieh gesund, die Ernte reichlich, die Steuern klein und die Regierenden nicht unerträglich seien. Diese Leute durch die Presse zu verwirren und zu belügen, diesen Leuten weiszumachen, sie hätten verschiedene Interessen, nur wüßten sie es nicht, denn die Interessen der Regierenden, die von der Kontinuität des Stankes leben, seien ihre Interessen, diese Leute mit Waffen auszurüsten und ihnen, die sich gar nicht kennen, zu befehlen, einander die Köpfe einzuschlagen — das ist die wahre Regierungskunst in Frieden und Krieg. Kampfgeist gibt es wohl und niemand kann es leugnen, daß er viel Gutes auf Erden hervorgebracht hat, daß er und nicht der Krieg der Vater aller Dinge ist, daß er aber auch die größte und dankbarste Aufgabe noch vor sich hat: dem Kriegsgeist den Garaus zu machen, diesem Geist, der nur in jenen Hirnen Platz hat, aus denen jeder andere Geist verschwunden ist. Der Kampfgeist kann sich wohl manchmal auch in Gewalt äußern, in einer Gewalt, die eruptiv ist, kurz währt, ein Gefühl der Erleichterung hinterläßt und die vor allem nichts beweisen will. Der Kriegsgeist hingegen muß sich unter

allen Umständen in Gewalt äußern, in einer unnatürlichen Gewalt, die seit langem vorbereitet und organisiert ist, einer Gewalt, die durch die Dauer ihrer Anwendung ihre ganze Sinnlosigkeit verrät, einer Gewalt, die als Übel weitaus größer ist als das, was sie verhindern will, einer Gewalt, die sich nicht entblödet, etwas beweisen und eine Frage beantworten zu wollen, nämlich keine geringere als die nach dem Recht.

Es bedarf nur einer bescheidenen mathematischen Begabung, um ausrechnen zu können, daß Deutschland heute das blühendste Land der Erde wäre, wenn es die Kriegskosten und die Arbeit der Heere für sich selbst verwendet hätte. Deutschland kämpfte angeblich gegen die Vorherrschaft Englands auf den Meeren und hätte von dem Geld, das dieser Krieg gekostet hat, mehr Schiffe bauen können, als auf der ganzen Erde existieren. Aber die meisten Menschen sind nun einmal mathematisch unbegabt, und man beginnt heute schon wieder Millionen für Instrumente hinauszwerfen, mit denen man im „Ernstfall“ weitere Millionen verpulvern können wird. Man baut Panzerkreuzer aus öffentlichen Geldern, statt es denen, die des Kriegsgeistes nicht entraten können, zu überlassen, sich aus dem eigenen Sack beim Greisler um einen Kreuzer einen Panzer zu kaufen. Warum veranlaßt man nicht die Regierer der Regierungen, die Kohlen-, die Stahl- und die Petroleumindustriellen, sich in eigener Regie mit Panzerschiffen auszurüsten, und auf dem Titicacasee eine große Seeschlacht zu inszenieren? Die ganze Welt hätte ihren Spaß daran. Aber wozu sollen diese Leute, die ihr Geld so dringend für Automobile, Yachten, Paläste und Weiber brauchen, in die eigene Tasche greifen, solange es Regierungen gibt, also Maschinerien, die für weit weniger Geld Privatinteressen in öffentliche Interessen verwandeln und die Geschäftsvorteile des Herrn Krupp von der Presse mit den Nationalfarben lackieren lassen? Warum sollen sich die dreihundert Geldsäcke, die heute

die Welt beherrschen, selber ans Steuer und an die Geschütze stellen, wenn sie im Comptoir weitaus bequemer sitzen können, während die Regierungen mit dem Einexerzieren von Eseln beschäftigt sind, die keine blasse Ahnung von den geheimen Zusammenhängen zwischen Blut und Petroleum, Kohlen und Heldengeist, Stahl und Kriegswillen haben und in ihrer Naivität meinen, die Regierungen verträten ihre Interessen, weil sie doch, wie männiglich bekannt, die Regierungen zur Vertretung ihrer Interessen gewählt haben?



Was sind heutzutage die Regierungen?

Was sind heutzutage die Regierungen, ohne welche ein Dasein den Menschen unmöglich erscheint?

Falls es eine Zeit gab, wo die Regierungen ein unumgängliches und geringeres Übel waren als dasjenige, welches von der Wehrlosigkeit gegen wehrhaft organisierte Nachbarn stammte, so sind im Gegenteil jetzt die Regierungen zu einem ganz unnötigen und viel größeren Übel geworden als alles das, womit sie ihren Völkern Angst einjagen.

Regierungen, nicht nur militärische Regierungen, sondern Regierungen überhaupt, könnten, ich will nicht sagen — nützlich, sondern unschädlich nur in dem Fall sein, wenn sie, wie dies die Chinesen von ihrer Regierung voraussetzen, aus lauter unfehlbaren, heiligen Menschen bestünden. Die Regierungen aber bestehen, schon infolge ihrer Tätigkeit, die auf Gewaltakten beruht, stets aus Elementen, die alles andere, nur nicht heilig sind, sie bestehen aus den allerlosesten, rohesten und sittlich am meisten verderbten Menschen.

Deshalb ist jede Regierung, und um so mehr eine mit militärischer Macht befugte, die allerschrecklichste und gefährlichste Institution der Welt.

Die Regierung in ihrem weitesten Sinne, also auch die Kapitalisten und die Presse miteinbegriffen, ist nichts anderes als eine Organisation, bei der die überwiegende Mehrzahl der Menschen der sie beherrschenden Minderzahl untergeordnet ist; diese Minderzahl aber ist einer noch kleineren Menschenzahl unterworfen, diese einer noch kleineren usw. bis zu einigen wenigen, oder zu einem einzigen Menschen hinauf, welcher vermittelt der militärischen Macht die Gewalt über alle übrigen gewinnt. So daß die ganze Einrichtung einem Kegel gleicht, dessen sämtliche Teile völlig von der Macht derjenigen oder desjenigen Menschen abhängen, welcher an der Kegelspitze steht.

Die Kegelspitze wird aber stets von denjenigen oder demjenigen Menschen in Besitz genommen, der schlauer, frecher und gewissenloser als die anderen ist, oder aber ein zufälliger Erbe der Frecheren und Gewissenloseren.

Heute ist es Boris Godunoff, morgen Grigorij Otreppjoff, heute die liederliche Katharine, die mit ihren Liebhabern ihren Gemahl erdrosselt hatte, morgen Pugatscheff, übermorgen der närrische Paul, Nikolaus I., Alexander II., heute Nikolaus II. mit dem chinesisch-japanischen Krieg. Heute ist's Napoleon, morgen die bourbonischen oder orleanischen Prinzen, Boulanger oder die Panamisten, heute Gladstone, morgen Salisbury, Chamberland, Rots.

Und solchen Regierungen wird volle Macht überlassen, so daß sie nicht nur über Eigentum und Leben, sondern auch über die geistige und moralische Entwicklung, über Erziehung und Religion aller Menschen verfügen.

Die Menschen errichten so eine schreckliche Maschine wie die Gewalt, überlassen es dem ersten besten, diese Gewalt an sich zu reißen (und alle Chancen sind dafür, daß sie vom moralisch nichtswürdigsten Menschen an sich gerissen wird), unterwerfen sich wie Sklaven und wundern sich dann, daß es ihnen schlecht geht Die Menschen fürchten Mienen und Anarchisten, und fürchten

nicht diese schreckliche Einrichtung, welche sie alle Augenblicke mit dem größten Unheil bedroht.

Die Menschen haben gefunden, es sei vorteilhaft für sie, wenn sie sich bei Verteidigungen vor dem Feinde, wie es Tscherkessen tun, aneinanderbinden. Es ist jedoch keine Gefahr da, und sie fahren dennoch fort sich aneinanderzubinden.

Sorgfältig fesseln sie sich derart aneinander, daß einer an einem Ende alles mit ihnen tun kann, was ihm beliebt; dann lassen sie das Strickende herabhängen und überlassen es dem erstbesten Taugenichts oder Dummkopf, daß er das Ende ergreift und mit ihnen tut, was er will.

Was sonst ist es denn, was die Völker tun, indem sie organisierte und über militärische Macht verfügende Regierungen schaffen, diese unterhalten und sich ihnen unterwerfen?

Leo Tolstoi.



Der Bürger und sein Staat

Das Bürgertum bekennt sich zu einer Moral, welche aufs engste mit seinem Wesen zusammenhängt. Ihre erste Forderung geht darauf hin, daß man ein solides Geschäft, ein ehrliches Gewerbe betreibe, einen moralischen Wandel führe. Unsittlich ist ihr der Industrieritter, die Buhlerin, der Dieb, Räuber und Mörder, der Spieler, der vermögenslose Mann ohne Anstellung, der Leichtsinrige. Die Stimmung gegen diese „Unmoralischen“ bezeichnet der wackere Bürger als seine „tiefste Entrüstung“. Es fehlt diesen allen die Ansässigkeit, das Solide des Geschäfts, ein solides, ehrsames Leben, das feste Einkommen usw., kurz, sie gehören, weil ihre Existenz nicht auf einer sicheren Basis ruht, zu den gefährlichen „Einzelnen oder Vereinzelten“, zum gefährlichen Proletariat: sie sind „einzelne Schreier“, die keine „Garantien“ bieten und „nichts zu verlieren“, also nichts

zu riskieren haben. Schließung eines Familienbandes z. B. bindet den Menschen, der Gebundene gewährt eine Bürgschaft, ist faßbar; dagegen das Freudenmädchen nicht. Der Spieler setzt alles aufs Spiel, ruiniert sich und andere; — keine Garantie. Man könnte alle, welche dem Bürger verdächtig, feindlich und gefährlich erscheinen, unter dem Namen „Vagabonden“ zusammenfassen; ihm mißfällt jede vagabondierende Lebensart. Denn es gibt auch geistige Vagabonden, denen der angestammte Wohnsitz ihrer Väter zu eng und drückend vorkommt, als daß sie ferner mit dem beschränkten Raume sich begnügen möchten: statt sich in den Schranken einer gemäßigten Denkungsart zu halten und für unantastbare Wahrheit zu nehmen, was Tausenden Trost und Beruhigung gewährt, überspringen sie alle Grenzen des Althergebrachten und extravagieren mit ihrer frechen Kritik und ungezähmten Zweifelsucht, diese extravaganten Vagabonden. Sie bilden die Klasse der Unsteten, Ruhelosen, Veränderlichen, d. h. der Proletarier, und heißen, wenn sie ihr unseßhaftes Wesen laut werden lassen, „unruhige Köpfe“.

Solch weiten Sinn hat das sogenannte Proletariat oder der Pauperismus. Wie sehr würde man irren, wenn man dem Bürgertum das Verlangen zutraute, die Armut (Pauperismus) nach besten Kräften zu beseitigen. Im Gegenteil hilft sich der gute Bürger mit der unvergleichlich tröstlichen Überzeugung, daß „die Güter des Glückes nun einmal ungleich verteilt seien und immer so bleiben werden — nach Gottes weisem Ratschlusse“. Die Armut, welche ihn auf allen Gassen umgibt, stört den wahren Bürger nicht weiter, als daß er höchstens sich mit ihr durch ein hingeworfenes Almosen abfindet, oder einem „ehrlichen und brauchbaren“ Burschen Arbeit und Nahrung verschafft. Desto mehr aber fühlt er seinen ruhigen Genuß getrübt durch die neuerungssüchtige und unzufriedene Armut, durch jene Armen, welche sich nicht mehr stille verhalten und dulden, sondern zu extrava-

gieren anfangen und unruhig werden. Sperrt den Vagabonden ein, steckt den Unruhestifter ins dunkelste Verließ! Er will „im Staate Mißvergnügen erregen und gegen bestehende Verordnungen aufreizen“ — steiniget, steiniget ihn!

Gerade aber von diesen Unzufriedenen geht etwa folgendes Raisonement aus: Den „guten Bürgern“ kann es gleich gelten, wer sie und ihre Prinzipien schützt, ob ein absoluter oder konstitutioneller König, eine Republik usw., wenn sie nur geschützt werden. Und welches ist ihr Prinzip, dessen Schutzherrn sie stets „lieben“? Das der Arbeit nicht; das der Geburt auch nicht. Aber das der Mittelmäßigkeit, der schönen Mitte: ein bißchen Geburt und ein bißchen Arbeit, d. h. ein sich verzinsender Besitz. Besitz ist hier das Feste, das Gegebene, Ererbte (Geburt), das Verzinsen ist daran die Mühewaltung (Arbeit), also arbeitendes Kapital. Nur kein Übermaß, kein Ultra, kein Radikalismus! Allerdings Geburtsrecht, aber nur angeborner Besitz; allerdings Arbeit, aber wenig oder gar keine eigene, sondern Arbeit des Kapitals und der — untertänigen Arbeiter.

„Geld regiert die Welt“ ist der Grundton der bürgerlichen Epoche. Ein besitzloser Adeliger und ein besitzloser Arbeiter sind als „Hungerleider“ für die politische Geltung bedeutungslos: Geburt und Arbeit tun's nicht, sondern das Geld gibt Geltung. Die Besitzenden herrschen, der Staat aber erzieht aus den Besitzlosen seine „Diener“, denen er in dem Maße, als sie in seinem Namen herrschen (regieren) sollen, Geld (Gehalt) gibt.

Ich empfange alles vom Staate. Habe ich etwas ohne die Bewilligung des Staates? Was ich ohne sie habe, das nimmt er mir ab, sobald er den fehlenden „Rechtstitel“ entdeckt. Habe ich also nicht alles durch seine Gnade, seine Bewilligung?

Darauf allein, auf den Rechtstitel, stützt sich das Bürgertum. Der Bürger ist, was er ist, durch den Staats-

schutz, durch die Gnade des Staates. Er müßte fürchten, alles zu verlieren, wenn die Macht des Staates gebrochen würde.

Wie ist's aber mit dem, der nichts zu verlieren hat, wie mit dem Proletarier? Da er nichts zu verlieren hat, braucht er für sein „Nichts“ den Staatsschutz nicht. Er kann im Gegenteil gewinnen, wenn jener Staatsschutz den Schützlingen entzogen wird.

Darum wird der Nichtbesitzende den Staat als Schutzmacht des Besitzenden ansehen, die diesen privilegiert, ihn dagegen nur — aussaugt. Der Staat ist ein — Bürgerstaat, ist der status des Bürgertums. Er schützt den Menschen nicht nach seiner Arbeit, sondern nach seiner Folgsamkeit („Loyalität“), nämlich danach, ob er die vom Staate anvertrauten Rechte dem Willen, d. h. Gesetzen des Staates gemäß genießt und verwaltet.

Unter dem Regime des Bürgertums fallen die Arbeitenden stets den Besitzenden, d. h. denen, welche irgendein Staatsgut (und alles Besitzbare ist Staatsgut, gehört dem Staate und ist nur Lehen der einzelnen) zu ihrer Verfügung haben, besonders Geld und Gut, also den Kapitalisten in die Hände. Es kann der Arbeiter seine Arbeit nicht verwerten nach dem Maße des Wertes, welchen sie für den Genießenden hat. „Die Arbeit wird schlecht bezahlt!“ Den größten Gewinn hat der Kapitalist davon. — Gut und mehr als gut werden nur die Arbeiten derjenigen bezahlt, welche den Glanz und die Herrschaft des Staates erhöhen, die Arbeiten hoher Staatsdiener. Der Staat bezahlt gut, damit seine „guten Bürger“, die Besitzenden, ohne Gefahr schlecht bezahlen können; er sichert sich seine Diener, aus welchen er für die „guten Bürger“ eine Schutzmacht, eine „Polizei“ (zur Polizei gehören Soldaten, Beamte aller Art, z. B. die der Justiz, Erziehung usw., kurz die ganze „Staatsmaschine“) bildet, durch gute Bezahlung, und die „guten Bürger“ entrichten gern hohe Abgaben an ihn, um desto niedrigere ihren Arbeitern zu leisten.

Aber die Klasse der Arbeiter bleibt, weil in dem, was sie wesentlich sind, ungeschützt (denn nicht als Arbeiter genießen sie den Staatsschutz, sondern als seine Untertanen haben sie einen Mitgenuß von der Polizei, einen sogenannten Rechtsschutz), eine diesem Staate, diesem Staate der Besitzenden, diesem „Bürgerkönigtum“ feindliche Macht. Ihr Prinzip, die Arbeit, ist nicht seinem Werte nach anerkannt: es wird ausgebeutet, eine Kriegsbeute der Besitzenden, der Feinde.

Die Arbeiter haben die ungeheuerste Macht in den Händen, und wenn sie ihrer einmal recht inne würden und sie gebrauchten, so widerstände ihnen nichts: sie dürften nur die Arbeit einstellen und das Gearbeitete als das ihrige ansehen und genießen. Dies ist der Sinn der hie und da auftauchenden Arbeiterunruhen.

Der Staat beruht auf der — Sklaverei der Arbeit. Wird die Arbeit frei, so ist der Staat verloren.

Max Stirner.

Lehar und Mussolini.

Lehars „Zarewitsch“ ist in Italien, nach der Stellungnahme durch das hochhoffiziöse Organ des Fascismus, des „Popolo d'Italia“, in Ungnade gefallen. Der römische „Tevere“ schließt sich diesen Ausführungen an und meint, es wäre gut, wenn man Lehar und seine Operetten auf ein Jahr aus Italien verbannen würde. Dann könnte man leicht erleben, daß Lehar eine fascistische Operette schreibt.

Nun, das wäre das einfachste Ding von der Welt. Das Operettenmilieu ist ja im heutigen Italien ohne Zweifel bereits vorhanden. Lehar brauchte nur die gesammelten Reden und Leitartikel Mussolinis im Dreivierteltakt zu vertonen. Da es aber immerhin mit Schwierigkeiten für den Textdichter verbunden sein könnte, die zwischen diese Reden und Leitartikel fallenden Änderungen der politischen Farbe dieses Chamä-

leons dramatisch zu begründen, genügte vielleicht auch die Vertonung eines einzigen Leitartikels Mussolinis, um der heiteren Muse zu ihrem Rechte zu verhelfen, so z. B. die Komposition dieses Artikels, der am 6. April 1920 im „Popolo d' Italia“ erschienen ist, also im gleichen „hochhoffiziösen Organ des Fascismus“, das jetzt auf Lehar böß ist:

Der Staat. Mit seiner ungeheuren bürokratischen Maschine gibt einem der Staat das Gefühl des Erstickens. Der Staat war für das Individuum erträglich, solange er sich damit begnügte, Soldat und Polizist zu sein; aber heute ist der Staat alles: Bankier, Wucherer, Halter von Spielhöllen, Schiffer, Kuppler, Versicherungsagent, Briefträger, Eisenbahner, Unternehmer, Lehrer, Professor, Tabakverkäufer und unzähliges andere mehr, außer seinen früheren Beschäftigungen als Polizist, Richter, Gefängniswächter und Steuereintreiber. Der Staat, dieser Moloch mit den schrecklichen Zügen, sieht heute alles, tut alles, kontrolliert alles und richtet alles zugrunde: jede Staatsfunktion ist ein Unglück. Ein Unglück die Staatskunst, die Staatsschiffahrt, die staatliche Lebensmittelfürsorge — und die Litanei könnte ins Unendliche fortgehen. . . . Wenn die Menschen nur eine blasse Ahnung von dem Abgrund hätten, auf den sie zugehen, so würde die Zahl der Selbstmorde wachsen: wir gehen der völligen Vernichtung der menschlichen Individualität entgegen. Der Staat ist jene furchtbare Maschine, die lebendige Menschen verschluckt und sie als tote Ziffern wieder ausspuckt. Das menschliche Leben hat kein Geheimnis mehr, keine Intimität, weder im Materiellen noch im Geistigen: alle Ecken werden durchschnüffelt, alle Bewegungen gemessen, jeder ist in sein Fach eingesperrt und nummeriert, wie im Zuchthaus.

Dieser Erguß des Duce ist an und für sich schon pikant genug und könnte nicht nur eine Operette, sondern zehn Komödien mit Stoff versorgen, wenn man bedenkt, daß der Verfasser heute die Vergewaltigung Südtirols mit den Investitionen italienischen Kapitals in den dortigen Wasserkraften begründet (siehe Nr. 30, Seite 8). Weitaus pikanter aber wird die Sache noch, wenn man die Wiener Neue Freie Presse vom 9. September zur Hand nimmt und dort auf Seite 5 die vom Universitätsprofessor Dr. Karl Brockhausen stammende Besprechung eines Werkes des Duce über den Duce liest, das, von Kurt Gutkind herausgegeben, jüngst in

deutscher Sprache in Heidelberg und Berlin (Verlag wird nicht genannt) erschienen ist. Wenn man dort die offizielle, also erlogene Mitteilung findet, Mussolini habe sich im März 1915, also fünf Jahre vor dem Erscheinen des oben zitierten Ergusses, unter dem Eindruck des Krieges (Italien befand sich damals noch im tiefsten Frieden) vom Sozialisten zum vaterländischen Idealisten gewandelt!

Ist diese offizielle Mitteilung für Lehars Operette auch unverwendbar (denn selbst in der blödsinnigsten Operette kann das, was das Leben in Italien heute alle Tage bietet, nicht so ohneweiters verwendet werden), so kann ich doch für Nebenepisoden eine Unmenge schalkhafter, von mir gesammelter Berichte aus dem Italien des Duce gratis zur Verfügung stellen.

I. Entree lied Mussolinis. (Szenerie: Wald von Stamm-bäumen.)

Thema:

Die Opera Nazionale Balilla veröffentlicht eine Bekanntmachung, wonach diese Opera Balilla demnächst in ganz Italien ein großes Werk verbreiten werde, das auf Grund von Stamm-bäumen und Forschungen in den Archiven beweisen werde, daß die Familie Mussolini ihren Stammbaum bis ins Mittelalter zurückverfolgen kann und mit souveränen Häusern und einer ganzen Reihe von bedeutenden Männern der Wissenschaft und der Kriegskunst verwandt sei.

Als Refrain dazu empfehle ich die Verse:

Wär' Mussolini auch verwandt,
Wenn er noch Sozi wäre?
Die Antwort drauf wär' sehr pikant,
Wenn auch 'ne furchtbar schwere.
Ja, da wird ein'm ja angst und bang:
Die Stamm-bäum' stehn auf kein'n Fall schon
Lang, lang, lang, lang, lang, lang,
D' Stamm-bäum' stehn auf kein'n Fall schon lang.

II. Zwei rührende Familienszenen aus dem Leben der bronzefarbigten Bürger.

1. Thema:

In bestialischer Weise hat in dem Ort Monferrato der 69jährige Giuseppe Rolfo seine 64jährige Frau ums Leben gebracht. Da er nicht die Suppe auf dem Tische fand, die er angeschafft hatte, schlug er die Frau so lange mit einem Hammer auf den Kopf, bis sie tot zusammenbrach.

2. Thema:

In Neapel biß ein gewisser Francesco De Martino aus Eifersucht seiner Frau auf der Straße die Nase ab. Die Frau wurde ins Spital dei Pellegrini überführt, wo der Arzt die Möglichkeit erwog, die Nase wieder anzunähen. Er telephonierte an die Polizei, sie möge sofort die abgebissene Nase ins Spital senden. Als sich diese nirgends fand, gestand De Martino, er habe sie im Zorne aufgegessen.

III. Hygienische Episode. Und zwar:

1. Thema:

Die Leitung der Balilla empfiehlt in einem Rundschreiben, immer mehr bei den Kindern darauf zu dringen, daß sie ausschließlich in fascistischer Weise zu grüßen haben, damit der unhygienische Händedruck allmählich, aber sicher aus den italienischen Gepflogenheiten verschwinde.

2. Thema:

In Neapel war der 18jährige Sohn des Hausierers Pezzullo krank und bat den Vater, daß er im Bette bleiben dürfe. Der Alte zwang ihn jedoch aufzustehen und ihm zu helfen. Als der Sohn auf der Straße noch zweimal bat, umkehren zu dürfen, stach ihm der Vater ein Messer in die Brust,

wobei natürlich darauf hinzuweisen wäre, daß als Ursache der Krankheit des Sohnes nur ein unhygienischer Händedruck in Betracht kommen könne, also die Übertretung eines fascistischen Gebotes. Dadurch würde nicht nur die Tat des Vaters ihre dramatische Rechtfertigung finden, sondern auch die boshafte Vermutung eines in Italien lebenden Nebelhornlesers entkräftet werden, der die Hygiene als Ursache des fascistischen Grüßes nicht gelten lassen will, sondern steif und fest behauptet, das Erheben der rechten Hand sei ein Überbleibsel aus dem Kriege, in dem die Italiener, wie wir alle wüßten, mit Vorliebe beide Hände zum Zeichen ihrer Ergebenheit gehoben hätten.

IV. Freiheitsgesang Mussolinis. (Bitte die Jahreszahl zu beachten!):

Und auf die Frage: Was ist Freiheit? antwortet der Duce (Oktober 1924): „Wenn es ein historisches Faktum gibt, so ist es dieses, daß die ganze Zivilisierung eine einzige fortschreitende Beschränkung der Freiheit ist. Der absolute Begriff Freiheit ist willkürlich. In Wirklichkeit besteht er nicht.“

Als Folge dieses Freiheitsgesanges könnte Lehar

V. ein antifascistisches Intermezzo (als Höhepunkt und Peripetie der Operette in einem) einschalten.

Thema:

Die Telunion berichtet aus Paris: Der Bürgermeister von Grande Castle im Departement Oise, der sich durch den Zuruf des Abg. Bouteille „Mussolini“ beleidigt gefühlt hatte, strengte gegen den Abgeordneten eine Ehrenbeleidigungsklage an. Das Gericht hielt den Tatbestand der Ehrenbeleidigung für gegeben und verurteilte den Abgeordneten zu acht Tagen Gefängnis.

VI. Revolte der Eltern. Nach Mussolinis Gebot haben Eltern von mehr als sieben Kindern freie Fahrt auf der Straßenbahn. Nun wird gemeldet:

In Castel Dobra (bei Görz) besitzen 181 von 388 Familien mehr als sieben Kinder.

Was tut aber der italienische Gott? In Castel Dobra existiert keine Straßenbahn. Ebenso an den meisten Orten, wo Eltern mehr als sieben Kinder haben. Folge: Zusammenschluß dieser Eltern, Marsch nach Rom unter dem Rufe: Freie Straßenbahn dem Tüchtigen!, Audienz bei Mussolini, Forderung nach dem Bau von Straßenbahnen überall dort, wo Eltern mehr wie sieben Kinder haben, Ablehnung durch Mussolini unter Hinweis auf den Geldbedarf für den Ausbau und die Vertiefung der Wasserkräfte zur Entnationalisierung Südtirols. Gründung einer revolutionären Gegenpartei durch die kinderreichen Eltern, die sich nun nicht mehr Schwarzhemden, sondern „Gelbwindeln“ nennen und eine gebrauchte Säuglingswindel als Fahne führen.

VII. Szene im Kindergarten. Zwei Themen.

1. Äußeres Kleid der Bücher:

Der römische Unterrichtsminister hat Dekrete über die Volksschulbücher erlassen, worin es heißt, es müsse nicht nur das äußere Kleid der Bücher fascistisch sein, sondern auch der Inhalt müsse den seit Oktober 1922 siegreichen Ideen entsprechen.

2. Äußeres Kleid der Mädchen:

Der nationale Ausschuß für anständige Kleidung hat an das Unterrichtsministerium ein Schreiben gerichtet, in dem ersucht wird, auf sittsame Kleidung der weiblichen Schuljugend zu dringen.

Durch die offene Hintertür des Kindergartens könnte ein Blick in den Erwachsenengarten ermöglicht werden, in dem es folgendermaßen zugeht:

In Perugia wurde über die 32jährige ledige Fernanda Bellachiona wegen Unmoral ein dreijähriger Zwangsaufenthalt verhängt.

VIII. Große Szene auf dem Standesamt.

Thema:

Das Amtsblatt veröffentlichte gestern ein Dekret, durch das verboten wird, Vornamen zu erteilen, die das nationale oder religiöse Gefühl verletzen können. Bei der Zuteilung von Familiennamen an uneheliche Kinder muß außerdem noch vermieden werden, daß irgendein Name einer berühmten Persönlichkeit gewählt oder daß eine Name ausgesucht werde, der irgendeine Andeutung auf die Herkunft des Kindes enthalten kann. Bei Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot ist der Standesbeamte befugt, andere Vornamen oder Familiennamen zu wählen.

Dazu habe ich folgenden Dialog mit Anweisungen für das Tempo und die Art der musikalischen Begleitung ausgearbeitet:

Standesbeamter (mezzoforte): Wer ist der Vater dieses unehelichen Kindes?

Mutter (presto con fuoco): Eine berühmte Persönlichkeit! Il Duce!

Standesbeamter (pianissimo): Pscht! (lento) Wie soll es heißen?

Mutter (dolce): Mussolini!

Standesbeamter (allegro con brio): Das ist verboten! Der Name darf keine Andeutung enthalten!

Mutter (*presto con fuoco*): Aber wenn der Vater doch Mussolini ist! (*Tempo di menuetto*) Es muß Mussolini heißen!

Standesbeamter (*prestissimo*): Kusch! Das ist eine Zuwiderhandlung! (*ritardando*) Ich nenne das Kind nach meiner Befugnis für einen solchen Fall (*espresso, cantabile*) Le har! (*pizzicato, forte*) Basta!

Mutter: (weint).

(*Marcia funebre quasi una antipathia.*)

IX. Sportliches Schlußbild:

Morgen findet auf dem Sportplatz von Biella ein interessanter Fußballwettkampf statt. Eine Junggesellenmannschaft wird gegen eine Familienvatermannschaft spielen. Das Wettspiel stellt den Abschluß einer leidenschaftlichen Debatte dar. Die Junggesellen wollen beweisen, daß sie trotz ihres Zustandes im vollen Besitz aller körperlichen Kräfte sind, um aus dem Leben siegreich hervorzugehen. Den Verheirateten ist es darum zu tun, ihren Gegnern den Nachweis zu erbringen, daß in ihnen der frühere Drang noch nicht abgestorben ist. Man ist Wetten für hohe Summen eingegangen.

Ende.

P. S. Hoffentlich ereignet sich bei der Erstaufführung dieser Operette nicht etwas Ähnliches wie kürzlich in der Oper:

Aus Rom, 13. d., wird gemeldet: Ein einzigartiger Vorfall ereignete sich am Samstag in dem erst kürzlich umgebauten königlichen Opernhause. Als der Vorhang aufgezogen wurde, stürmte aus der Kulisse plötzlich ein unbekleideter Mann heraus, stellte sich in Heldenpose mitten auf die Bühne und schmetterte „La Donna è mobile“ in den Zuhörerraum. Der Vorhang wurde eiligst herabgelassen und die Bühnenarbeiter verjagten den Mann von der Bühne. ohne ihn zu fragen, ob er ein Junggeselle sei, der beweisen wolle, daß er trotz seines „Zustandes“ noch im Besitz aller körperlichen Kräfte sei, oder ob es sich gar um einen Ehemann handle, der zeigen wolle, daß in ihm der „frühere Drang“ noch immer nicht abgestorben sei. Evviva!

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld)

Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern Schilling 12.—

12 Nummern " 6.50

6 Nummern " 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern Mark 9.—

12 Nummern " 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern Schw. Fr. 14.—

12 Nummern " " 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.